



Gruss aus Chemnitz 30/11/1900 Albertstrasse mit Bahnhof.

Ostjuden in Chemnitz

Eine Spurensuche

Jürgen Nitsche

Nachdem sich der Färbereibesitzer Georg Mecklenburg am 2. Februar 1932 in seiner Chemnitzer Wohnung das Leben genommen hatte, konnten die Leser der Berliner „Jüdischen Rundschau“ eine nur wenige Zeilen umfassende Nachricht entdecken. Ihr war zu entnehmen, dass sich mit Georg Mecklenburg einer der „militantesten Antizionisten“ des Landes „in einem Anfall geistiger Umnachtung erschossen“ hatte. Der barsche, jegliches Mitgefühl vermissende Ton überrascht nicht, wenn man weiß, dass die „Jüdische Rundschau“ das Sprachrohr der Zionistischen Vereinigung für Deutschland war.

Georg Mecklenburg gehörte zu den Hauptinitiatoren der „Erklärung deutscher Juden“ vom Oktober 1929, die gegen jeden jüdischen Nationalismus bzw. gegen die „Errichtung einer jüdisch-nationalen Heimstätte“ in Palästina gerichtet war. Neben den Chemnitzer Fabrikanten Carl Becker (1890–1939) und Arthur

Sussmann (1884–1952) hatten mit Josef Kahn und Dr. Isidor Goldberg (1881–1943) auch die Führer der Chemnitzer bzw. Vogtländischen Juden die Erklärung unterschrieben.

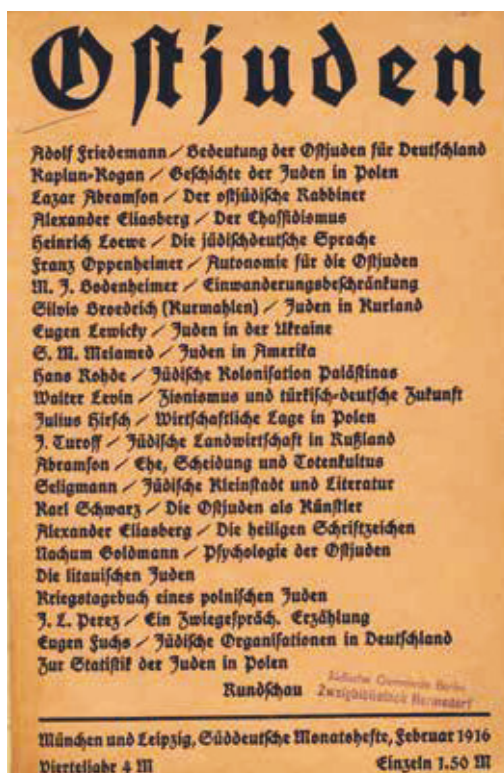
Was war der Hintergrund für die Kontroverse? Wieso hatte sich diese gerade in dieser Zeit so zugespitzt? Sie hing in erster Linie mit der verstärkten Einwanderung von Juden aus Ost- und Südosteuropa nach Chemnitz und den damit verbundenen Folgen für die sich bereits in der deutschen Gesellschaft etablierten Juden zusammen. Die Einwanderung hatte schon in den 1880er Jahren eingesetzt. Sie umfasste mehrere Wellen und erlebte Anfang der 1920er Jahre mit dem Untergang der Habsburger-Monarchie und des Zarenreichs ihren letzten Höhepunkt.

Prolog

Die jüdische Einwanderung nach Chemnitz bzw. nach Sachsen ordnete sich insge-

Hauptbahnhof Chemnitz mit Albertstraße, Postkarte, um 1900, Mohr & Dutzauer, Leipzig
Sammlung Nitsche

„Ostjuden“, Titelblatt
der „Süddeutschen Monatshefte“,
Februar 1916
Sammlung Nitsche



samt, wie bereits die Leipziger Historikerin Solveig Höppner vor über 20 Jahren anschaulich dargelegt hatte, in einen der großen Wanderungsströme seit Mitte des 19. Jahrhunderts ein – der nach Westen gerichteten Wanderung osteuropäischer Juden oder auch Ostjuden.

Der jüdische Publizist Nathan Birnbaum (1864–1937) hatte erstmals um 1900 von Ostjuden und Westjuden gesprochen, womit er zwei soziokulturelle Profile innerhalb des europäischen Judentums beschreiben wollte. Die unterschiedlichen Lebensbedingungen in Ost und West hatten diese Menschen geprägt und zu kulturellen Eigenheiten geführt. Neben einer ausgeprägten Frömmigkeit gehörte bei den Ostjuden vor allem die Beibehaltung der jiddischen Sprache dazu. Die beschriebenen Unterschiede wurden aus „westjüdischer“ Sicht als Merkmale „ostjüdischer“ Rückständigkeit bewertet, während Befürworter des osteuropäischen Judentums dessen kulturelle Eigenständigkeit gegenüber der Anpasstheit und Selbstpreisgabe westeuropäischer Juden betonten.

Der österreichische Schriftsteller und Journalist Joseph Roth (1894–1939) setzte den Ostjuden im Jahr 1927 ein literarisches Denkmal. In dem Sammelband „Juden auf Wanderschaft“ wandte er sich gegen diejenigen in Westeuropa, die die Ostjuden missachteten, verachteten und verfolgten. Er sprach ihnen das Recht ab, „über rumänische Läuse, galizische Wanzen, russische Flöhe schlechte Witze vorzubringen“.

Roth wies darauf hin, dass „aus Galizien, Russland, Litauen, Rumänien große Menschen und große Ideen“ gekommen waren. Er appellierte, dass das „ostjüdische Problem mit der umfassenden Gründlichkeit“ in der Öffentlichkeit behandelt werden möge.

Hintergrund für die „Wanderschaft“ der Juden, besonders der Ostjuden, war vor allem ihr wirtschaftlicher Niedergang. In den zum Russischen Reich gehörigen Gebieten (u. a. Polen, Litauen, Ukraine) und in Rumänien kamen gesetzlich sanktionierte Ausgrenzung und willkürliche Verfolgung hinzu. Diese Faktoren trieben viele Juden zur Auswanderung, ja zur Flucht vor allem in die USA. Sachsen war in erster Linie Transitland, aber auch Einwanderungsland.

Zur Situation im Russischen Reich: Nach dem gewaltsamen Tode von Zar Alexander II. (1818– 1881) am 13. März 1881 kam es wiederholt zu judenfeindlichen Pogromen. Das Zarenhaus beschnitt den Juden die Aufenthalts- und Gewerberechte und beschränkte ihren Zugang zu höherer Bildung. Zum staatlichen Antisemitismus und den christlichen Ressentiments gegen die „Mörder Christi“ traten rassistische Attacken polnischer oder ukrainischer Nationalisten, die vor allem wirtschaftlich motiviert waren. Als „Volk ohne Land“ wurden die Juden in den nationalen und sozialen Kämpfen zwischen Russen, Ukrainern, Polen und Litauern sowie zwischen Adel, Bauernschaft und Bürgertum regelrecht aufgerieben.

Ab dem Jahr 1905 waren Pogrome, Diskriminierung, Kulturausrottung, Massenmord und Identitätsauslöschung für das Leben der Juden in Osteuropa, insbesondere im Russischen Reich, kennzeichnend. Die aus Weißrussland stammende Chemnitzer Schulärztin Dr. Frieda Freise (1886–1938) wurde damals als junge Frau Zeugin der entsetzlichen Judenpogrome in ihrer Heimat, die schon 1903 mit ersten Anschlägen in Moldawien begannen. Infolgedessen erreichte die Auswanderung aus dem Zarenreich in den Jahren der Russischen Revolution 1905 bis 1907 einen ersten Höhepunkt. In einer umfassenden Anklageschrift des Zionistischen Hilfsfonds in London kann man sich noch heute ein Bild von der Dimension der damaligen „Judenpogrome in Russland“ machen.

Auf dem Weg nach Chemnitz

Was bedeutete dies für die Chemnitzer Juden? Um dies zu verstehen, soll der frühere Chemnitzer Rabbiner Dr. Hugo Fuchs (1878–1949) an dieser Stelle zu Wort kommen: Vor über 90 Jahren wurde dieser von

- 1 Solveig Höppner: Ausländische Juden in Chemnitz zwischen 1880 und 1938, in: Jürgen Nitsche/Ruth Röcher (Hrsg.): Juden in Chemnitz. Die Geschichte der Gemeinde und ihrer Mitglieder. Mit einer Dokumentation des Jüdischen Friedhofes, Dresden 2002, S. 5968. Vgl. auch Trude Maurer: Ostjuden in Deutschland 1918-1933, Hamburg 1986, besonders S. 621 ff.
- 2 Nathan Birnbaum: Was sind Ostjuden? Zur ersten Information, in: Andreas Herzog (Hrsg.): Ost und West. Jüdische Publizistik 1901-1928, Leipzig 1996, S. 9-27.
- 3 Joseph Roth: Juden auf Wanderschaft, Wien/München 2010, S. 7.
- 4 Jürgen Nitsche: Ostjuden. Auf der Durchreise, in: Jürgen Nitsche: Juden in Mittweida. Eine Spurensuche, Mittweida 2018, S. 263-292.

den Inhabern eines Verlags für Jahr- und Adressbücher gebeten, deren Vorhaben, ein „jüdisches Handbuch [...] für die einzelnen Gemeinden Sachsens“ herauszugeben, zu unterstützen. Dr. Fuchs, der schon ein Lehrbuch über jüdische Geschichte verfasst hatte, stellte sich dieser Herausforderung. Nachdem er die Entstehung und Konsolidierung der Israelitischen Religionsgemeinde in Chemnitz bis zur Annahme des neuen Gemeindestatutes 1904/05 skizziert hatte, beschrieb er deren bis dahin größte Herausforderung: „Diese friedliche Entwicklung der Gemeinde erhielt [...] einen Bruch, dass 1908 bis 1911 ein starker Zuzug von Ausländern, etwa 500 Seelen, besonders aus Galizien und Polen, nach Chemnitz kam, die ihre eigenen Sitten und Religionsgewohnheiten mitbrachten. Ein kleinerer Teil von ihnen gründete ein chassidisches ‚Stübel‘, ohne sich viel um die Gemeinde zu kümmern. Der größte Teil aber wurde durch einige deutsche Zionisten darin bestärkt, ihre Eigenart gegenüber den ‚assimilatorischen‘ Tendenzen der im Ganzen doch liberalen Gemeinde festzuhalten. Sie zogen auch einen Teil der schon vorhandenen Ausländer auf ihre Seite, begründeten einen ‚orthodoxen‘ Gottesdienst [...] und verlangten für diesen Anerkennung und Finanzierung von der Gemeinde. Die Führer der Gemeinde wollten von diesen Zugezogenen nicht abhängig werden und änderten 1913 das Wahlrecht dahingehend, dass Nichtdeutschen auch das aktive Wahlrecht versagt wurde, wenn sie nicht zehn Jahre ununterbrochen im Gemeindebezirk gewohnt und mindestens 25 Mark Steuern im Jahresdurchschnitt bezahlt hatten; das passive Wahlrecht blieb ihnen natürlich auch weiter versagt. Damit war der erste Versuch der Nichtdeutschen, auf die Gemeinde Einfluss zu gewinnen, abgeschlagen; aber die Verärgerung wurde auf beiden Seiten desto schlimmer! Das Rückgrat der Opposition wurde die Zionistische Ortsgruppe, die Dr. Walter Fränkel und Dr. Max Sichel gründeten, und die besonders viele Akademiker an sich zog. Als äußerer Mittelpunkt diente ihnen die ‚Jüdische Lesehalle‘, in der dann auch der ‚Jüdische Kulturverein‘ und andere ähnlich gesinnte Vereine tagten.“

Die Anfänge der „Ausländerfrage“

Welche ethnischen Gruppen hatte Dr. Fuchs mit den „schon vorhandenen Ausländern“ angesprochen? Damit meinte er vor allem die jüdischen Familien, die zwischen 1888 und 1894 aus Rumänien gekommen waren, weil

sich dort deren rechtliche Lage dramatisch verschlechtert hatte. Von der Gründung des Staates Rumänien im Jahr 1878 bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges verließen über 70.000 Juden das Land.

Zu den rumänischen Juden, die sich dauerhaft in Chemnitz ansiedelten, gehörten die Familien Avramovici, Berkowitz, Herscovici, Goldman, Graswald, Leder, Schwarzwald, Sigler und Sternberg. Insgesamt waren es laut Fuchs „vielleicht 1 bis 2 Dutzend Familien“. Für sie traf das Schlagwort „Gekommen, um zu bleiben“ mit Sicherheit zu. David Leder (1888–1947), der Vater des Schriftstellers und Übersetzers Stephan Hermlin, zählte zu diesen Personen. Der Kaufmannssohn war im Jahr 1888 in der Stadt Jassy (rumänisch: Iași) geboren worden. Die Stadt war zu der Zeit ein Siedlungsschwerpunkt rumänischer Juden. Im Frühjahr 1889 hatten sich Davids Eltern Leon und Cäcilie Leder entschieden, ihre Heimat zu verlassen.

Ferner meinte der Rabbiner auch die jüdischen Kauf- und Handelsleute, die schon vor 1900 aus dem österreichischen Kronland Galizien nach Chemnitz zugezogen waren. Galizien (früher auch Rotruthenien oder Rotreußen genannt) war eine Kulturlandschaft im Westen der Ukraine (Ostgalizien) und im Süden Polens (Westgalizien). Besonders aus den Städten Bohorodczany, Bolechow, Drohobycz, Kolomea, Lemberg, Tarnow und Stanislaw siedelten sich viele Juden in der Folgezeit für immer in Chemnitz an. So hatte die bekannte Familie Kleinberg ihre Wurzeln in der ukrainischen Stadt Bolechow. Der US-amerikanische Journalist und Buchautor Daniel Mendelsohn (geb. 1960) hatte sich in seinem erfolgsgekrönten Roman „Die Verlorenen“, der im Jahr 2010 in deutscher Sprache erschienen ist, auf Spurensuche begeben und ließ das „Schtetl“ Bolechow anhand alter Briefe wiedererstehen. Salomon Kleinberg war im Sommer 1907 endgültig nach Chemnitz übersiedelt, nachdem er sich Ende 1906 ein Bild von der Industriestadt gemacht hatte. Das Wohnhaus Apollostraße 3, in dem er einige Jahre später ein Geschäft für Lederwaren und Schuhmacherbedarf eröffnet hatte, erinnert noch heute an das Kapitel ostjüdischer Einwanderung. Die Familie Kleinberg prägte die Geschichte der Chemnitzer Juden insbesondere nach 1945.

Unter den geflohenen Juden war auch die Familie Saksagansky aus Jekaterinoslaw in Südrussland (heute Dnjepropetrowsk in der Ukraine), wo ein Gemisch vieler ethnischer Gruppen lebte. Dina Saksaganska, die als „eine hochbegabte russische Jüdin [...] mit einem



Rabbiner Dr. Hugo Fuchs,
um 1930
Foto: Hösel-Uhlig, Chemnitz

- 5 Der Chassidismus entstand als mystisch-religiöse Bewegung um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Podolien (heute Ukraine) und wurde in den Folgejahrzehnten zur herrschenden Form der jüdischen Frömmigkeit in Polen, Galizien, Rumänien und der Ukraine.
- 6 Hugo Fuchs: Geschichte der Juden in Chemnitz, in: Jüdisches Jahrbuch für Sachsen und Adreßbuch der Gemeindebehörden, Organisationen und Vereine 1931/32, Ausgabe Chemnitz, Berlin und Dresden 1931, S. 125.



Opernsänger Hermann Schorr,
1929
Sammlung Nitsche

hohen künstlerischen Verständnis“ beschrieben wurde, vermählte sich im Frühjahr 1907 in Gotha mit dem Arzt Dr. Max Sichel. Die Eheleute verlegten im Sommer 1909 ihren Wohnsitz nach Chemnitz, wo sie bis zu ihrer Auswanderung nach Palästina im Frühjahr 1933 lebten. Dr. Sichel, der sich schon als Student in München der nationaljüdischen Sache angenommen hatte, wurde wenig später Vorsitzender der Ortsgruppe der Zionistischen Vereinigung für Deutschland.

Neben der Zionistischen Ortsgruppe, die im Jahr 1906 von dem bereits in Chemnitz geborenen Arzt Dr. Walter Fränkel gegründet worden war, erwähnte Dr. Fuchs ein „Stübel“. Ob er damit die Räumlichkeiten des Vereins „Einigkeit“ meinte, kann nicht hinreichend belegt werden. Der Verein war in den Jahren 1894/95 gegründet worden, um den ausländischen Juden die Möglichkeiten zu geben, gesellig beisammen zu sein und ihnen im Bedarfsfalle mit geldlicher Unterstützung und Krankenpflege zur Seite zu stehen. Die Kaufleute Jonas Zwergel (1853–1926) und Josef Weber (1849–1932) waren nacheinander die Sprecher des Vereins bis 1930. Große Verdienste hatte sich in der Vereinsarbeit auch der Kaufmann David Leder erworben, der u. a. das am 5. Oktober 1905 verabschiedete Statut ausgearbeitet und ein Schiedsgericht ins Leben gerufen hatte. Es sollte 25 Jahre dauern, bis ein langersehntes „Heim der Einigkeit“ Wirklichkeit wurde. Die Vereinsmitglieder konnten ihr Heim erst am 11. Oktober 1930 im Haus Reitbahnstraße 40 einweihen. Der jüdische Opernsänger Hermann Schorr sorgte für den kulturellen Rahmen. Für Rabbiner Dr. Fuchs war es neben dem „Logen-Heim“ (Theaterstraße 94) und der „Jüdischen Lesehalle“ (Lindenstraße 1) „die dritte jüdische Institution“.

Brüder Selver, um 1920
Privatbesitz



Das Jahr 1914

Für Dr. Fuchs dauerte der erste „Bruch“ in der Entwicklung der Gemeinde immerhin vier Jahre. In dieser Zeit nahm die Zahl der Gemeindeglieder von 557 (1907) auf 836 (1911) zu. Die Zahl der Haushalte wuchs von 309 auf 350. Der Gemeinde, die unter dem Vorsitz von Louis Ladewig (Vorstand) und Moritz Fränkel (Verordneter) stand, verblieben nur wenige Jahre, um sich der nächsten Herausforderung zu stellen. Dabei handelte es sich um eine einzigartige Hilfsaktion, bei der über 1.200 Juden als „feindliche Ausländer“ aus Leipzig und Dresden vor der Rückführung in ihre Heimatländer bewahrt wurden. Was war der Hintergrund für diese fast vergessene Aktion, die von großer Menschlichkeit und länderübergreifender Solidarität zeugte?

Ein Exkurs in die Kriegsgeschichte bringt Aufklärung: Am 28. Juli 1914 hatte bekanntlich mit der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien, der das Attentat von Sarajevo auf den österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin vorausgegangen war, ein lokaler Krieg begonnen, aus dem sich innerhalb kürzester Zeit ein globaler Krieg entwickelte. Die Mittelmächte, zu denen das Deutsche Kaiserreich, Österreich-Ungarn, das Osmanische Reich und Bulgarien gehörten, und die Staaten der Entente, die ursprünglich aus Frankreich, dem Russischen Reich und dem britischen Weltreich bestand, standen sich gegenüber. Insgesamt sollten sich 40 Staaten an dem bis dahin umfassendsten Krieg in der Menschheitsgeschichte beteiligen. Allein 9,5 Millionen Soldaten verloren bis Kriegsende am 11. November 1918 auf beiden Seiten ihr Leben. Es gab aber auch Millionen von Opfern unter der Zivilbevölkerung.

Laut Verordnung des stellvertretenden Generalkommandos des XII. und XIV. Armeekorps in Sachsen wurden den Personen mit einer nunmehr „feindlichen“ Staatsangehörigkeit in Leipzig und Dresden sowie in einem Umkreis von 20 Kilometern die Aufenthaltsgenehmigung entzogen. Bis zum 27. November 1914 hatten sich diese aus den Sperrbezirken zu entfernen. Dr. Fuchs fand über 25 Jahre später (1931) passende Worte, um die daraufhin eingeleitete Hilfsaktion zu beschreiben: „Ende 1914 wurden aus Leipzig und Dresden die dort nur kurze Zeit ansässigen Ausländer ausgewiesen, weil dort Generalkommandos und Luftschiffhallen waren und die Militärbehörden fürchteten, unter den Ausländern könnten Spione sein. Sie wären in ein Konzentrationslager geschickt worden, [...] wenn nicht Louis Ladewig mit dem ganzen

Feuer seines jüdischen Gefühls gesagt hätte: ‚Die Freiheit ist das höchste Gut des Juden!‘ Er erreichte, dass sie in Chemnitz Aufnahme fanden, über 1.200 Seelen, und dass Dresden und Leipzig und sogar die sächsische Regierung Zuschüsse, wenn auch geringe, bewilligten, um sie in der ersten Zeit zu unterstützen. Eine ‚Russenküche‘ wurde für sie eingerichtet, deren Leitung der Rabbiner und seine Ehefrau in Gemeinschaft mit anderen Frauen übernahmen, während besonders durch Georg Mecklenburg Werkstätten für Zigarettenherstellung, Borstensortierung und andere in Chemnitz nicht vorhandene Berufe gegründet wurden, um ihnen Verdienst zu verschaffen.“

Die Hilfsaktion betraf nicht nur „ausländische Juden“, sondern auch „Russen jeglicher Konfession“. Diesen Personen drohte aufgrund ihrer Staatsangehörigkeit die Einlieferung in Landesstrafanstalten in Sachsen oder die Ausweisung in ihre Heimat. Korrekterweise müsste es Russländer heißen, da es sich nur in wenigen Fällen um ethnische Russen handelte. Bereits im August 1914 waren Russen in der Stadt Mittweida, zumeist Studenten des dortigen Technikums, als „feindliche“ Ausländer in „Schutzhaft“ genommen und in die Straf- und Korrekptionsanstalt Sachsenburg bei Frankenberg überstellt worden. Die Israelitische Religionsgemeinde, die damals selbst über 1.900 Mitglieder hatte, stand vor einer einzigartigen Herausforderung, die dazu noch in kürzester Zeit bewältigt werden musste. Bis November 1914 waren die meisten der über 1.200 Hilfe suchenden Personen in Chemnitz eingetroffen. 50 von ihnen wurden in Burgstädt untergebracht. Für deren Unterstützung wurde zunächst eine eigene Fürsorgestelle eingerichtet, die Unterstützungshilfsstelle für bedürftige Russen, die von dem eingangs erwähnten Färbereibesitzer Mecklenburg geleitet wurde. Die finanziellen Aufwendungen wurden in den ersten drei Monaten fast ausschließlich von den Chemnitzer Juden getragen, die dafür 16.000 Mark von insgesamt 29.000 Mark bereitstellten. Die Dresdner und Leipziger Juden sandten jeweils 1.000 Mark. Von den jüdischen Logen, u. a. der Chemnitzer Saxonia-Loge, flossen 3.000 Mark und das Unterstützungskomitee für bedürftige Russen in Berlin stellte 4.000 Mark zur Verfügung.

Die Berliner „Allgemeine Zeitung des Judentums“ würdigte am 23. Juli 1915 das Gelingen dieses umfangreichen Hilfswerkes: „In umfassender und weitsichtiger Weise hat die Gemeinde Chemnitz die Fürsorge für diese Hilfsbedürftigen übernommen. Sie unterstützt die Leute nicht nur mit Geld, sondern hat auch eine rituelle Volksküche errichtet und lohnende Ar-

beitsgelegenheit für die Arbeitsfähigen unter ihnen geschaffen.“ Dies alles sprach dafür, dass die Israelitische Religionsgemeinde in Chemnitz innerhalb der 40 Jahre ihres Bestehens die erforderliche Infrastruktur aufgebaut hatte. Die monatlichen Staatsbeihilfen in Höhe von 1.000 Mark wurden bis mindestens März 1918 sowohl für die offene Armenpflege als auch die Anstaltspflege gezahlt.

Die zugewanderten Juden blieben nur in Ausnahmefällen für immer in Chemnitz. Sie waren nicht „gekommen, um zu bleiben“. In der Regel kehrten sie bereits ab dem Jahr 1915 nach Leipzig, Dresden oder trotz Krieg nach Russland zurück. Eine Händlerin verreiste Anfang 1916 sogar zu ihren Verwandten nach Schweden.

Dennoch gewannen die ausländischen Juden für das Innenleben der Israelitischen Gemeinde an Bedeutung. Die Folge war, dass die Gemeinde jetzt auch den orthodoxen Gottesdienst der Ostjuden offiziell anerkannte. Und als 1917 eine Talmud-Tora-Schule gegründet wurde, übernahm Rabbiner Dr. Fuchs zunächst die Leitung. Das Zusammenleben mit den Ostjuden rückte in der Folgezeit mehr und mehr in den Blickpunkt der liberalen deutschen Juden.

Kriegsjahre 1914-1918

Im Ersten Weltkrieg wurden große Teile Osteuropas zum Schlachtfeld, und die Juden wurden von den russischen Militärbehörden oft der Zusammenarbeit mit den Deutschen und Österreichern verdächtigt. Allein 400.000 Juden, fast doppelt so viele wie in den drei Jahrzehnten zuvor, verließen in diesen Jahren allein Galizien. Aber auch aus weniger bekannten Regionen suchten Juden ihr Heil in der Flucht. So verschlug es sie aus dem transkaukasischen Raum nach Sachsen. Seit Ende 1914 lebte der verarmte Handarbeiter Chaim Dataschwili, in der Nähe der georgischen Hauptstadt Tiflis geboren, in Deutschland. Bevor er im Frühjahr 1922 nach Chemnitz gekommen war, hatte er eine Zeit lang in Havelberg (Brandenburg) gelebt. Im Februar 1923 ging er eine „Mischehe“ mit einer Chemnitzer Protestantin ein, was gerade für diese Einwanderer keine Seltenheit war. Viktor Dataschwili, wie er sich auch nannte, fand eine Beschäftigung als Lagerarbeiter. Er gehörte zu den wenigen Juden in Chemnitz, die sich – zumindest anfangs – für eine sowjetische Staatsbürgerschaft entschieden hatten.

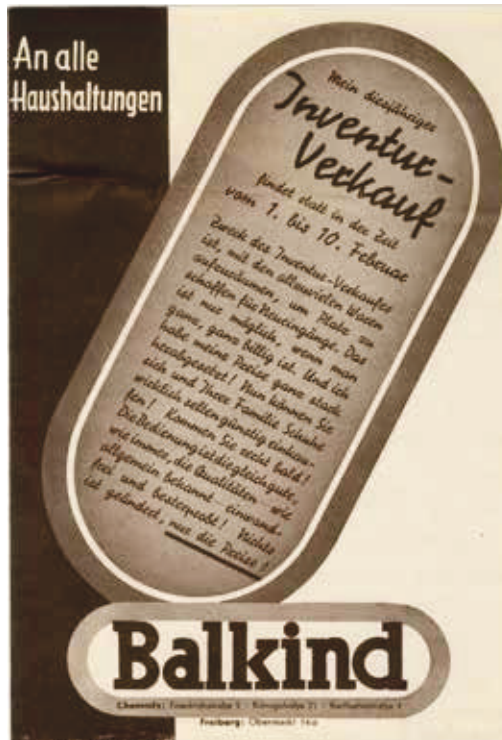
Hilfsvereine

Doch die nationalen Wirren und fortgesetzten kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen dem wiedererstandenen Polen, dem nunmehr-

- 7 Fuchs (wie Anm. 6), S. 126 f.
- 8 Jürgen Nitsche: Die Behandlung „feindlicher Ausländer“ während des Krieges 1914–1919, in: Nitsche (wie Anm. 4), S. 296–303.

Balkinds Schuhwarenhaus in Chemnitz, Reklameheft, um 1930
Sammlung Nitsche

- 9 Die Ostjuden hatten sich ihrerseits im Verband der Ostjuden in Deutschland mit Sitz in Berlin zusammengeschlossen. Es gab aber auch Hilfsvereine in Sachsen, wie den am 14. Februar 1919 in Dresden gegründeten Hilfsverein für Ostjuden.
- 10 Vgl. u. a. Paul Nathan: Das Problem der Ostjuden, Berlin 1926.
- 11 Heym, Stefan: Nachruf, 3. Aufl., München 1988, S. 7.
- 12 Die Familie Schocken gehörte keinesfalls zu den Ostjuden, wie dies der US-Amerikaner Anthony David in der 2003 erschienenen Biografie „The Patron. A Life of Salman Schocken, 1877-1959“ behauptet hatte.



rigen Sowjetrußland und der vorübergehend unabhängigen Ukraine ließen die Abwanderung der Juden auch nach dem Friedensschluss nicht zu Ende kommen.

„Millionen von Juden im Sowjetstaat aus ihrer furchtbaren [...] Lage zu befreien, und damit auch den Millionen von Juden in Polen freiere Lebensmöglichkeiten rückwirkend in Aussicht zu stellen“ – das war ein Ziel, für das sich nach Auffassung des deutsch-jüdischen Politikers Paul Nathan (1857–1927), des Geschäftsführers des „Hilfsvereins der deutschen Juden“, einzusetzen wohl lohnte. Seit seiner Gründung am 23. Mai 1901 hatte sich der Verein darum bemüht, die Lage der Juden in Osteuropa zu verbessern. So förderte er nicht nur Wirtschaftsunternehmungen in Russland und Galizien, sondern unterstützte auch eine Zeit lang die Auswanderung russischer Juden nach Übersee.

Auch wenn aufgrund veränderter Modalitäten

eine Auswanderung in großem Maßstab – vor allem in die USA – nicht mehr möglich war, so blieb den Sowjetjuden noch die Auswanderung nach Europa. Paul Nathan sah in der Binnenwanderung nach Osten in die Gebiete bis zum Ural und darüber hinaus bis nach Innerasien und zum Stillen Ozean eine weitere Möglichkeit, der hoffnungslosen Lage zu enttrinnen. Wenn auch nur von scheinbarem Wert, ergänzte er. Erinnert sei an dieser Stelle, dass wenige Jahre später (1934) unter Stalin im russischen Fernost das Jüdische Autonome Gebiet errichtet werden sollte.

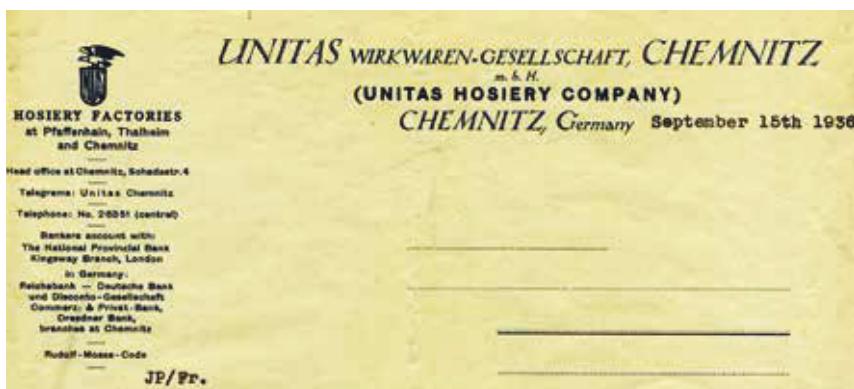
Für die Sowjetjuden war dies aber keine wirkliche Alternative. Deutschland hatte auch nach der Errichtung der Sowjetdiktatur nichts von seiner Anziehungskraft verloren. Dennoch gelang es lediglich einem verschwindenden Bruchteil, sich dauerhaft in Deutschland niederzulassen. Vergleicht man die Gesamtbevölkerungszahl mit den 85.500 Ostjuden, die im Jahr 1925 in Deutschland ansässig waren, kann die frühzeitig geschürte Angst vor „Überfremdung“ nur als antisemitische Hysterie verstanden werden. Die als „parasitäre Schnorrer“ oder „subversive Konspiratoren“ angegriffenen Ausländer, durch die sich die Deutschen bedroht glaubten, stellten nie mehr als einen Bevölkerungsanteil von 0,1 Prozent dar.

Von diesen verbreiteten Vorurteilen berichtete später auch Stefan Heym (1913–2001) in seiner Autobiografie „Nachruf“. Daniel Flieg, sein Vater, stammte aus der Stadt Schrimm (polnisch: Śrem) in der preußischen Provinz Posen. Die dortigen Juden verstanden sich mehrheitlich als „deutsche Juden“. „Aber die russische Grenze lag nahe, so nahe“, schrieb der Schriftsteller, „dass der Schatten der Deklassierung auch auf die Schrimmer Juden fallen konnte: waren sie nicht doch vielleicht ostjüdisch eingefärbt? Ostjude aber hieß speckiger Kaftan, Singsang-Stimme, mit den Händen reden, Körpergeruch, faule Geschäfte, hieß verachtet zu werden.“

In den Judenvierteln von Handelsstädten wie Leipzig oder Frankfurt am Main ließ sich zwar der Eindruck einer relativ hohen Konzentration gewinnen. In Wirklichkeit jedoch bildeten sie sogar in Berlin nur einen Bevölkerungsanteil von 1,09 Prozent. Nach Chemnitz waren 13 Familien im Jahr 1921 zugezogen. In Zwickau fanden 19 Familien seit Kriegsende Zuflucht. In Plauen lebten Ende 1921 143 Ostjuden.

Darüber hinaus studierte eine größere Zahl von osteuropäischen Ausländern in

Briefkopf der UNITAS
Wirkwaren-Gesellschaft m.b.H.
Chemnitz, 1936
Sammlung Nitsche



Deutschland. So hatte zum Beispiel das Technikum in Mittweida einen hohen Anteil an jüdischen Studenten aus Russland, die sich u. a. in dem Verein Jüdischer Studierender organisiert hatten.

Im Gemeindebezirk Chemnitz gab es Mitte der 1920er Jahre etwa 1.400 deutsche und 2.100 ausländische Juden. Für 1932 gab ein Flugblatt der liberalen Gemeindeverordneten die Zahl der Inländer und Ausländer mit jeweils ca. 1.400 an. Möglicherweise überwogen damals noch die Ausländer, die entweder die polnische Staatsbürgerschaft angenommen hatten oder staatenlos geworden waren.

Biografische Splitter

Einige Lebenswege sollen an dieser Stelle verdeutlichen, was es bedeutete, in Sachsen bzw. in der Stadt Chemnitz zu bleiben. Im November 1918 flüchtete zum Beispiel der jüdische Schneider Moisej Fingergut aus seiner ukrainischen Heimat. Er hatte im Jahr 1894 in Rohrbach bei Odessa, einer deutschen Kolonie im russischen Gouvernement Cherson, das Licht der Welt erblickt. In Chemnitz etablierte er sich schnell als Herren- und Damenschneider. Ein weiterer Schneider war im Herbst 1920 vor den erneuten Pogromen geflohen. Über Breslau gelangte Sally Glikzman nach Chemnitz. Mitte der 1920er Jahre eröffnete er als Schlama Glücksmann ein Geschäft für Herrengarderobe, aus dem später eine Altwarenhandlung werden sollte.

Nach Kriegsende verließen zahlreiche Juden ihre baltische Heimat. Zu diesen gehörten auch die Brüder Isaak und Bernhard Balkind, die aus Litauen stammten. Innerhalb weniger Jahre wurden diese zu den größten Schuhwarenanbietern in Chemnitz und Freiberg. Die Brüder schafften dies trotz ausländischer Staatsbürgerschaft. Ihre beabsichtigte Einbürgerung nach Sachsen war im Februar 1929 jedoch von den Behörden abgelehnt worden.

Im Oktober 1922 fand sich der Kaufmann Alexander Weinreich bei den Meldebehörden des Vorortes Schönau ein. Er stammte aus einer lettischen Hansestadt. Mit seinem Geschäftspartner Jakob Mirsky, der in Lodz (Russisch-Polen) aufgewachsen war, gründete er die UNITAS Wirkwarengesellschaft mbH. Im März 1923 zog auch dieser nach Schönau. Beide bauten die Firma rasch zu einem der bedeutendsten Textilunternehmen in der Region aus. Die Familien brachten

es innerhalb weniger Jahre zu Wohlstand und Anerkennung. Mirsky engagierte sich innerhalb der Genossenschaftsbank Iwria, deren Aufsichtsratsvorsitzender er war. Mit dieser Bank wollten ihre Gründer vor allem Kreditgeschäfte des jüdischen Mittelstandes fördern.

Der Fabrikant Heinrich Noskowitz (1888–1952), der im Jahr 1922 die GLOBUS Aktiengesellschaft für Textilindustrie gegründet hatte, stammte ebenfalls aus Russisch-Polen. Auch sein Unternehmen, dessen Damenstrümpfe vor allem in England einen guten Absatz fanden, wurde ein Opfer der Weltwirtschaftskrise. Dank der intensiven Geschäftsbeziehungen gelang es ihm jedoch im Jahr 1932, den gesamten Maschinenpark nach England zu verkaufen. Nahe der Stadt Nottingham wurde die Fabrik als Filiale der Textilfirma Johnson & Barnes Ltd., die ihren Sitz in Leicester hatte, wieder aufgebaut, und Noskowitz, der sich später Charles H. Noskwith nannte, als deren Manager eingesetzt.

Neben diesen Erfolgsgeschichten gab es aber auch andere Erfahrungen, die damals ausländische Juden in der Stadt Chemnitz machen mussten. So kam es wiederholt zu Übergriffen auf Juden. Alexander Selver, der seit Ende 1906 in Chemnitz lebte, und seine Begleiterin wurden im Februar 1932 im Wartesaal des Hauptbahnhofes von einer Gruppe Nationalsozialisten angegriffen und zusammengeschlagen. Der Überfall war ein Racheakt. Selver, ein 35-jähriger Ostjude, hatte mehrfach Nationalsozialisten, die trotz eines Verbots politische Abzeichen trugen, angezeigt.

Einige Monate zuvor wollte der Schriftsteller und Verleger Dr. Josef Kaplan, der aus Weißrussland stammte, der aufstrebenden Industriestadt einen Besuch abstatten. Unter der Überschrift „Was man als Ausländer in Sachsen erleben kann“ schilderte er wenig später seinen „denkwürdigen“ Aufenthalt: „Ich bin, stellen Sie sich vor, Staatsbürger der Polnischen Republik und als solcher [...] Inhaber eines polnischen Passes. Vom Glück bis zum Unglück aber, ist bloß ein Schritt, wenn man drei Tage verstreichen lässt, ohne die Gültigkeitsdauer dieses Passes verlängert zu haben. Das heißt zu Deutsch: Mein Pass war seit drei Tagen ‚abgelaufen‘. – Will es der liebe Himmel, dass ich eine Reise machen muss, und ausgerechnet nach Sachsen und das nicht genug: Direkt nach Chemnitz! – Kein Wunder also, dass eine solche Reise schief ausgeht und noch

13 Die Familien Mirsky und Weinreich konnten im Januar 1939 nach England bzw. Italien auswandern.



Charles H. Noswith als Unternehmer, um 1950
Sammlung Nitsche

Stolperstein für Leib Kleinberg,
Chemnitz, Kaßbergstraße, 2014
Foto: Dr. Bernd Gross, Dresden



unten: Adolf Diamant: Ostjuden
in Chemnitz, Titelblatt, 2002
Sammlung Nitsche



war die Erreichung einer auf breitester Basis aufgebauten demokratischen Verwaltung der Israelitischen Religionsgemeinde, die im jüdischen Geiste geführt werden und allen Juden ohne Rücksicht auf ihre Staatsangehörigkeit gleiche Rechte gewähren sollte. Ihre Hauptforderungen waren: Pflege der jüdischen Tradition und Geschichte, Ausbau der jüdischen Schule, Bekämpfung von Austritt, „Mischehe“ und Taufe, grundlegende Reform des jüdischen Wohlfahrtswesens und Mitwirkung am Aufbau der Jüdischen Heimstätte in Palästina.

Die JVP entwickelte sich in kurzer Zeit zur mitgliederstärksten jüdischen Organisation in Chemnitz. Der Kaufmann Dr. Jehuda Adler stand ab 1927 an ihrer Spitze. Der promovierte Advokat mit Wurzeln in Russisch-Polen hatte bis dahin in Böhmen gelebt. Als Parteivorsitzender leitete er einen publizistischen Feldzug gegen das Establishment der liberalen Führer der Israelitischen Religionsgemeinde zu Chemnitz. Mangels eigener Gemeindezeitung wurde es den Protagonisten der JVP gestattet, das Leipziger „Allgemeine Jüdische Familienblatt“ als Bühne für ihre Angriffe zu benutzen.

Dr. Adler griff insbesondere den „Zionisten-töter“ Mecklenburg an, der bis 1927 Vorsteher der Israelitischen Gemeinde war: „Einen alten Ladenhüter hat man ja glücklicherweise abgelegt, und wir von der JVP haben Verständnis dafür gefunden. Georg Mecklenburg geht nicht mehr mit deutscher Kultur und deutschem Patriotismus hausieren. Er hat offenbar eingesehen, dass damit nichts mehr zu verdienen ist. Bei der Konkurrenz von Hindenburg, Brüning und Hitler erschien ihm dieses Geschäft nicht mehr lohnend!“ Adler nutzte aber auch die Gelegenheit, um wiederholt öffentlich Kritik am Wirken des liberalen Rabbiners Dr. Fuchs zu üben, der sich nicht für die Gleichberechtigung aller Gemeindeglieder einsetzen würde.

Josef Kahn, Mecklenburgs einst ebenfalls von Adler als „Schleppkahn“ kritizierter Nachfolger, hatte es verstanden, die Konflikte zwischen den deutschen und den ausländischen Juden innerhalb der Gemeinde zumindest abzubauen. Seinem Verhandlungsgeschick war es zu verdanken, dass auf der Gemeindeversammlung vom 8. November 1934 beschlossen wurde, „Die Trennung der Wahlberechtigten nach Liste A und B“ wegfallen zu lassen. Damit gelang endlich die Integration der osteuropäischen Juden in das Gemeindeleben, wenn auch nur unter dem Druck der neuen Machtverhältnisse im NS-Staat, die eine stär-

weniger Wunder ist es, dass morgens um 7 Uhr die Polizei ins Hotel kommt, um nach verbrecherischen Menschen zu suchen, was nach eingeführter Weltordnung vollkommen in Ordnung ist. Was aber nicht in Ordnung war, das war mein Pass, und hier, Brüder, beginnt das Unglück! Man nimmt mir also den Pass weg und stellt es mir ‚anheim‘, um 10 Uhr zur Kriminalpolizei zu kommen, damit, so lautet es in der Amtssprache, ‚die Sache geregelt wird‘. Harmlos, nicht wahr? – Ich erscheine frohgemut auf der Polizei, [...] Nun, denke ich, in ein, zwei Stunden ist der Fall erledigt. Aber Sachsen ist Sachsen im Allgemeinen und Chemnitz ist Chemnitz im Besonderen, und so erklärt man mir, dass ich regelrecht verhaftet sei und wenn ich Glück hätte, so könnte ich mit zwei bis 14 Tagen Gefängnis davonkommen! [...] – ‚Herr Kaplan! [...] Zum Schnellrichter. Noch nicht vorbestraft. ‚Warum lassen Sie aber auch nicht Ihren Pass verlängern?‘ [...] Noch heute tue ich es. Aber warum behandelt man mich so wie einen Verbrecher? – ‚Ja, sehen Sie, das sind Vorschriften – Sie sind Ausländer, das Gesetz – Passvergehen.“

Sicher war dies ein Einzelfall. Nach seiner Entlassung verließ Kaplan umgehend Chemnitz, ohne jemals wieder in die Stadt zurückzukehren.

Bilanz

Die zugezogenen Ostjuden hatten in der Stadt Chemnitz vor allem das vorgefunden, weswegen sie ihre Heimat verlassen hatten: „Freiheit, die Möglichkeit zu arbeiten und seine Talente zu entfalten, Gerechtigkeit und autonome Herrschaft des Geistes“, wie es Joseph Roth anschaulich beschrieb. Eine neue Heimat hatten sie damit jedoch nicht gefunden. Angesichts der damals vorherrschenden Verhältnisse in der Israelitischen Religionsgemeinde schufen sie sich hier eine Ersatzheimat, und zwar in der vom Rabbiner Dr. Fuchs angesprochenen „Jüdische Lesehalle“, die zugleich ein Kulturverein war. Dieser Verein war 1918 ins Leben gerufen worden. Zweck und Ziel hatten in der Pflege jüdischer Kultur in Chemnitz in überparteiischer Weise bestanden, was mit Hilfe verschiedener Vorträge, Zyklen, literarischer, musikalischer und dramatischer Vorträge geleistet werden sollte.

Die Jüdische Volkspartei (JVP), die seit 1925 auch in Chemnitz einen Verband hatte, nahm sich ihren Forderungen an. Ihr Hauptziel

ware Solidarisierung der bisher zerstrittenen Fraktionen notwendig werden ließ.

Gerade für diese Zeit liegen für die Stadt Chemnitz aussagekräftige Zahlen über die ausländischen Juden vor. Im August 1935 waren „Fremdblütige“ vom Polizeipräsidium Chemnitz erfasst worden. In der Stadt lebten demnach 415 Juden, die erst nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges nach Deutschland gezogen waren und immer noch eine ausländische Staatsbürgerschaft besaßen. Davon hatten 265 die polnische Staatsangehörigkeit, 61 waren staatenlos. Lediglich acht Personen hatten die litauische Staatsangehörigkeit und immerhin noch zwei bezeichneten sich als Bürger der Sowjetunion. Vertreten waren ferner noch Österreich, Rumänien, Iran, Tschechoslowakei, Brasilien, Schweiz, Argentinien, Ungarn, England, Griechenland, Spanien und die USA.

„Polen-Aktion“

Am 28. Oktober 1938 erhielten laut einer Liste des Polizeipräsidioms mindestens 335 polnische Juden in Chemnitz ein Aufenthaltsverbot. Nach dieser Ausweisungsaktion lebten nur noch wenige ausländische Juden in Chemnitz. Die verbliebenen polnischen bzw. ehemals polnischen Juden wurden im Juni und August 1939 davon in Kenntnis gesetzt, dass sie bis zum 31. Juli bzw. 30. September Deutschland zu verlassen hätten. Davon betroffen war auch die Familie Rotstein, die sich jedoch dazu nicht in der Lage sah. Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges wurden die Ausweisungen ausgesetzt, kurze Zeit später die männlichen polnischen Juden in „Schutzhaft“ genommen und in die Konzentrationslager Buchenwald und Sachsenhausen verschleppt. Zwei Söhne des Händlers Salomon Kleinberg wurden in Buchenwald ermordet, ein dritter beging im Untersuchungsgefängnis auf dem Kaßberg aus lauter Verzweiflung Selbstmord.

Mit den polnischen Juden verschwand unwiederbringlich ein Stück Alltagskultur aus Chemnitz und Sachsen. Der Publizist Adolf Diamant (1924–2008), der im Alter von 14 Jahren zu den nach Polen ausgewiesenen Juden gehörte, setzte den „Ostjuden in Chemnitz“ mit seiner gleichnamigen Dokumentation, die im Jahr 2002 anlässlich der Einweihung der Neuen Synagoge in Chemnitz erschien, ein bleibendes Denkmal. Im September 1945 war er einer der wenigen Ostjuden, die die Gemeinde im Ortssteil Ebersdorf unter dem Namen „Jüdische Gemeinde zu Chemnitz“ wieder gründeten.

14 Vgl. Jürgen Nitsche: „Kein Wunder, dass es schief ausgeht...“, in: Freie Presse, Chemnitzer Zeitung, 14. Januar 2022.

15 Roth (wie Ann. 3), S. 9.

16 Jehuda Adler: Chemnitzer Umschau. Ein Fetzen Papier als Antwort auf den Wahlrechtsantrag der Jüdischen Volkspartei in der Chemnitzer „Religionsgemeinde“, in: Allgemeines Jüdisches Familienblatt, Leipzig, 23. Januar 1931, S. 5.

17 Jehuda Adler: Chemnitzer Umschau. Unser Wahlkampf und die jüdischen Organisationen, in: Allgemeines Jüdisches Familienblatt, Leipzig, 28. November 1930, S. 5.

Autor

Dr. Jürgen Nitsche
Mittweida